Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bromberg, den 21. Mai 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen

von Erich Friesen.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bruno Althoff atmet tief auf. Er hat die Empfindung, als habe er soeben ein giftiges Reptil zertreten.

Nicht merkt er, wie die Tür zum Nebenzimmer sich geöffnet hat und wie drei schreckensbleiche Frauengesichter ihn anstarren.

„Vater!" schreit Gerhilde auf. Und schlingt die Arme um seinen Hals. Und birgt das tränenüberströmte Gesicht an seiner Brust. „Vater! Mein lieber, guter Vater!"

Ein beseligendes Gefühl durchzuckt den Mann.

Er hält sein Kind in den Armen, seine kleine Gerhilde! Und sie schreckt nicht vor ihm zurück! Sie glaubt an ihn, sie liebt ihn, sie nennt ihn mit dem süßen Namen „Vater"! Zum erstenmal!

„Mein Kind! Meine Gerhilde! Mein Kleines!"

Und er streichelt das noch immer an seiner Brust ruhende blonde Köpfchen, und seine Lippen flüstern leise Trostesworte.

Doch nicht lange währt dieses Glücksgefühl.

Gar bald kommt Bruno Althoff zum Bewußtsein, daß er aufs neue in die Hände jenes Schurken gegeben ist, der schon einmal sein Lebensglück zerstörte.

Sanft löst er die Arme seines Kindes von seinem Halse. Dann wendet er sich ernst zu seinem Weibe:

„Meine Mirjam! Ein schwerer Entschluß steht uns noch bevor. Komm! Ich habe mit dir zu reden." — — —

Ernst und inhaltschwer ist die Unterredung zwischen Bruno Althof und Frau Mirjam.

Schon sahen beide das Glück so nahe vor sich, daß sie meinten, es fassen und halten zu können mit beiden Händen. Und nun aufs neue hinabgestürzt in den Abgrund tiefster Seelenqual.

Denn Bruno Althoff ist sich bald klar über den Weg, den er einzuschlagen hat.

Freilich — kalte Schauer überrieseln ihn bei dem Gedanken, welchem Schicksal er aufs neue entgegengeht, bei der Erinnerung an die bereits so viele Jahre erlittenen Qualen, die ihn nunmehr, vielleicht noch verstärkt, bis zum Tode peinigen sollen.

Doch es geht nicht anders. Es muß sein. Jetzt, da der Schurke Abdallah sein Geheimnis kennt, wird er die Häscher auf ihn, den aus dem Zuchthaus Entflohenen, hetzen. Und was ihm dann bevorsteht — ach, Bruno Althoff weiß es von seinem Aufenthalt im Kerker her! Unter heißem Mitleiden hat er es damals an manchem Armen erschaut, der, gleichwie er selbst, den Kerkermauern zu entfliehen versuchte, dabei erwischt wurde und nun durch entsetzliche Folterqualen seinen mißlungenen Fluchtversuch büßen mußte.

Also — lieber freiwillig zurück in die Gefangenschaft! Denn nochmals zu fliehen versuchen vor der Häscherbande? Aufs neue als Geächteter, Namenloser in der Welt umherirren? Ohne Existenzmittel? Ganz allein, ohne sein Weib, ohne seine Kinder? Jeden Augenblick gewärtig, daß die Faust des Gesetzes ihn erreicht und zermalmt?...

Eine seiner kraftvollen Natur sonst ganz fremde Mutlosigkeit befällt Bruno Althoff bei diesem Gedanken.

Und Frau Mirjam ist es, das zarte schwache Weib, das ihm Mut zuspricht, das ihn aufzurichten versucht und ihn tröstet.

Als Irmgard und Gerhilde von dem Entschluß des Vaters hören, brechen sie fast zusammen vor Weh.

„Nein, nein! Das darf nicht geschehen!" schluchzt Gerhilde auf. „Laß mich das Opfer sein, Vater! Was liegt an mir?"

Doch mit Entschiedenheit weisen beide Eltern das großmütige Anerbieten des leidenschaftlich empfindenden Mädchens zurück.

Wenn ein Glück geopfert werden muß — es kann nur ihr eigenes sein. Nie aber das Glück des geliebten Kindes.

XX.

Trübe Tage folgen für die Bewohner der Tuberosenvilla.

Abdallah hockt noch immer in seinem kleinen Hotel und wartet auf Gerhildes Entscheidung. Und paßt auf wie ein Spürhund, damit ihm das Edelwild, das er fast schon zur Strecke gebracht, nicht entwischt.

Heinz Hartung ist durch seine Braut in die tragischen Ereignisse der letzten Tage bis ins Kleinste eingeweiht worden. Ihre unter Tränen gestammelte Bitte, sie ihrem Schicksal zu überlassen, sie zu vergessen, beantwortet er mit einem innigen Kuß.

Sie beide gehörten zusammen, versichert er mit feierlichem Ernst. Komme, was da wolle.

Schon an jenem Abend, an dem Erik Land ihm seine Leidensgeschichte mitgeteilt hatte, war die Vermutung in Heinz aufgestiegen, daß Abdallah damals einen Meineid geleistet habe, daß er selbst der wahre Schuldige sei. Und diese Vermutung gewinnt bei ihm an Wahrscheinlichkeit durch den weiteren Verlauf der Ereignisse. Zumal auch Heinz durch allerhand Nachforschungen in Jaffa erfuhr, daß der Beduine sich dort nicht des besten Leumundes erfreut.

Auch die Tatsache, daß der als Geizhals Bekannte seit vielen Jahren der Mutter Rebekka im Ghetto zu Jerusalem im geheimen stets größere Summen zusteckt, bloß weil ihr Junge „in seinem Geschäft verunglückte" — wie er es nennt — — auch diese merkwürdige Tatsache gibt ihm zu denken. Und als ihm nun gar die alte Jüdin unter Wehklagen und Schluchzen erzählt, der „gnädige Herr Abdallah" habe ihr verbieten wollen, den „guten deutschen Doktor", der ihrem Isaakchen helfen wolle, um Rat zu fragen — ja er wollte sie sogar bezahlen für Befolgen dieses Verbots — — da steht die Gewißheit bei Heinz fest:

Kein anderer als Abdallah hat jenen Mord an Bertold Schneeweiß begangen, für den ein Unschuldiger im Kerker büßen mußte.

Aber wie dies beweisen? Da der einzige Zeuge, der arme Isaak Scholem, durch jenen Schlag auf den Kopf sein Erinnerungsvermögen verloren hat?

Er grübelt und grübelt, ohne zu einem Resultat zu kommen. . . .

Bis er schließlich seinen Freund und Kollegen Dr. Ebers, der vor kurzem nach Jerusalem gekommen ist, um mit ihm gemeinsam das Projekt der Gründung eines Krankenhauses in der heiligen Stadt zu verwirklichen, zu Rate zieht — unter Vorführung aller Einzelheiten des tragischen Falles.

Und damit scheint der richtige Weg eingeschlagen zu sein, um Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen.

Dr. Wolfgang Ebers ist ein hervorragend geschickter

Chirurg. Schon manche Operation, die anderen Ärzten als unausführbar erschien, ist durch seine Hände zum schönsten Gelingen geführt worden.

Besonders eine seiner letzten in Berlin ausgeführten Operationen eregte das Aufsehen der ganzen gebildeten Welt.

Es handelte sich, wie bei dem armen Isaak Scholem, um einen Patienten, der durch einen Schlag auf den Kopf sein Gedächtnis verloren hatte, und der durch eine geschickte Operation seine vollständigen Geisteskräfte wiedererlangte.

Ähnlich stände, wie es scheine, die Sache bei Isaak Scholem.

Wenn der Bursche Zeuge jenes Mordes war und die Operation gelänge, so wäre es mehr als wahrscheinlich, daß dieser stumme Zeuge noch zum Ankläger des wirklichen Mörders würde. Denn es ist eine wissenschaftlich feststehende Tatsache, daß ein derartig erkranktes Hirn, selbst wenn es lange Zeit nicht funktioniert hat, nach einer glücklich verlaufenen Operation den Faden des Gedächtnisses genau an dem Punkt wieder aufnimmt, wo er durch besondere Umstände abgerissen war. —

Dies das Resultat der eingehenden wissenschaftlichen Unterredung der beiden Ärzte.

Sofort begibt sich Heinz in Begleitung seines Freundes nach dem Ghetto zur Mutter Rebekka.

Die Aufregung der Alten bei der Eröffnung, ihr Sohn könne vielleicht wieder gesund werden, sobald sie ihre Einwilligung zu der Operation gäbe, ist unbeschreiblich. Zitternd vor Freude küßt sie immer aufs neue den beiden Ärzten die Hände, während ihre Augen überfließen vor Tränen des Glücks.

— — — — — — — — — —

Ein Raum des alten, seit Jahren leerstehenden Klosters St. Angelica in der Nähe des Gartens Gethsemane, das die beiden jungen Ärzte sich für ihr Krankenhaus auserkoren haben, ist als Operationszimmer hergerichtet worden.

Im Vorraum sitzen Frau Mirjam und ihre beiden Töchter, die von Heinz verständigt worden sind, in unruhiger Erwartung. Eine Krankenpflegerin in ihrer grauen Tracht steht am Fenster, gleichmütig hinausblickend in die öde Landschaft.

Drinnen im Operationszimmer sind Heinz und Dr. Ebers mit den Vorbereitungen zur Operation beschäftigt. Von Zeit zu Zeit steckt Heinz den Kopf zur Tür heraus, um sich zu vergewissern, ob der Patient noch immer nicht anwesend ist.

Endlich schwere Tritte draußen im Gang.

Mutter Rebekka tritt ein. Und hinter ihr Isaak.

Die runzligen Züge der Alten sind totenfahl. Ihr Sohn stiert, wie immer, blöde vor sich hin.

„Ist der Patient angekommen?" fragt Dr. Ebers' Stimme aus dem Operationszimmer.

„Ja," erwidert die Krankenpflegerin.

„Führen Sie ihn herein, Schwester Brigitta!"

Die Krankenpflegerin geht auf den Burschen zu und faßt ihn am Arm. Gleichgültig läßt er sich fortführen.

Mutter Rebekkas brennende Augen starren den beiden nach, die sich langsam der Tür des Operationszimmers nähern.

„Isaak, mein Sohn!" kreischt sie auf und stürzt noch einmal auf ihn zu, um das bleiche Gesicht des Blödsinnigen mit ihren zitternden Händen zu betasten und seine rotstruppigen Haare zu streicheln, bevor Schwester Brigitta mit dem Patienten im Operationszimmer verschwindet.

Einige Augenblicke starrt die Alte wie geistesabwesend auf die Tür, die sich hinter den beiden geschlossen hat.

Dann wirft sie sich nieder, mit der Stirn den Boden berührend.

So, im Staube vor ihrem Gott Jehova, verharrt sie lange — lange — —

Drinnen im Operationszimmer Schritte. Schwache Geräusche. Leise Flüsterworte.

Hier im Vorraum tiefe Stille. Atemloses Horchen voll tödlicher Spannung.

So vergeht eine Viertelstunde . . . eine halbe Stunde . . . eine Stunde . . . vergehen zwei Stunden und mehr . . . .

Endlich drinnen das Rücken eines Stuhles. Ein leiser befriedigter Ausruf.

Die Tür nach dem Vorraum öffnet sich. Heinz steht auf der Schwelle.

„Kommen Sie herein, Mutter Rebekka!"

Wie elektrisiert schnellt die alte Frau vom Boden empor. Mit zitternden Knien wankt sie hinein ins Operationszimmer — hin zu ihrem Sohn.

Auch Frau Mirjam und ihre Töchter sind aufgesprungen und lauschen atemlos.

Isaak ruht mit verbundenem Kopf und geschlossenen Augen auf seinem Lager, noch die tödliche Blässe der Narkose im schlaffen Gesicht.

„Isaak! Mein Isaak!" schreit Mutter Rebekka auf.

Und — — o Wunder!

Der Bursche öffnet die Augen, ein mattes Lächeln teilt seine bleichen Lippen.

„Er lacht, er lacht!" jubelt die Alte in Ekstase. „Seine Augen stieren nicht mehr blöde vor sich hin!"

Und jetzt hebt der Bursche den Kopf, müde zwar, aber nicht mehr mit den täppischen Bewegungen des Idioten. Seine Hände greifen nach der Stirn. Seine Augen blicken mit einem deutlichen Ausdruck des Entsetzens in die Ferne. Sein ganzes Gesicht zeigt, daß etwas in seinem Hirn wühlt und arbeitet und nach Befreiung ringt — —

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" schreit er durchdringend auf. „Abdallah hat Bertold Schneeweiß ermordet!! Zu Hilfe !!!"

Und plötzlich schlägt er die Hände vors Gesicht. Ein konvulsivisches Zittern erschüttert seinen ganzen Körper.

(Schluß folgt.)

Was Franz auf die Sohlen kriegt und was darauf folgt.

Vor der Separation, der Gemeinheitsteilung, ist in Neuhof das Vieh gemeinsam geweidet worden. Da gab es Kuh-, Schaf- und Schweinehirten. Wohl sieht man noch ein „Hüterhaus", aber das ist jetzt das Gemeindehaus, in dem der Nachtwächter, der blinde Kasmann, die alte Nasten und ein richtiger Kuhhirt hausen. Dieser Kuhhirt, der alte Drewitz, wohnt nur zur Miete, die aber der Herr vom Schulzenhof bezahlt. An dem Amte des alten Drewitz kann man noch ein wenig sehen, wie es früher im Dorfe aussah, wenn die Kühe ausgetrieben wurden, nur fehlt das lautdröhnende, rufende Kuhhorn. Drewitz hütet nämlich das Leutevieh des Schulzenhofes, und wenn er morgens austreibt, dann eilt aus jedem Arbeiterstalle eine Kuh und seine Herde wird immer größer. Mittags und abends stehen die Kinder schon an der Straße und begrüßen mit freudigem Muh ihre heimkehrende Herde, und auf jeden Kindesruf antwortet eine Gehörnte, trennt sich von den anderen und geht mit den liebkosenden Kindern zum heimischen Stalle.

Früher gab es auch sehr viel Schafe und einige Schäfer in Neuhof. Der Fortfall der gemeinsamen Weiden bei der Separation hat aber die großen Schafherden gelichtet. Wohl reden die Neuhofer noch vom Schäferhause, wohl wohnt in diesem Schäferhause noch der Schäfer Radke, aber das Schäferhaus gehört nicht mehr der Gemeinde, sondern dem Schulzenhofe und der Schäfer Radke hütet keine Schafe mehr, sondern ackert mit den Pferden. Allerdings führt noch ein zweiter den Ehrennamen Schäfer, das ist Grams Marten, aber der hütet nur die eigene kleine Herde, schlachtet bei den Bauern die fetten Hammel und wird als kluger Doktor allenthalben begehrt. Nein, die Schafherden sind verschwunden, nur einige von den Bauern halten noch etwa ein Dutzend Schafe, die mit den Kühen zusammen geweidet werden.

Da die Gemeindehirten ihr Amt verloren haben, muß jeder Bauer einen Kuhjungen zum Hüten haben. Hier wartet auf die aufwachsenden Bauernkinder schon frühzeitig die Arbeit und ein Mittel gegen den Müßiggang. Wenn das eigene Kind hüten kann, braucht kein Kuhjunge gehalten zu werden.

So währt auch für Buchholzens Johann das Spiel am Bruch, im Wald, bei den Lehmkaulen und am Sandberge nicht immer. Im Frühjahr werden die Schafe eher ausgetrieben, als die Kühe und müssen daher allein geweidet werden. Die Mutter und Hermann sehen es als Kraftvergeudung an, wenn der baumlange Franz den ganzen Tag bei den wenigen Schafen stehen soll, wo doch so viel andere Arbeit ist, und Franz achtet es seinerseits unter seinem Stande, wenn er, der sich als Kuhjunge vermietet hat, die Schafe hüten soll. So wird Johann denn mit aufs Feld genommen. Etliche Tage kommt Franz noch immer mit, aber eines Morgens bleibt er zu Hause und Johann muß mit Männe allein die Schafe „kehren". Wie stolz kommt sich da unser Johann vor! Als möchte er jedem im Dorfe zurufen: „Seht ihr, was ich kann? Ich hüte *allein* eine ganze Herde Schafe, und der Männe ist *mein* Hund, der klügste im ganzen Dorf." Seit Mose die Schafe des Priesters Jethro zu Midian hinter die Wüste getrieben und David die Schafe seines Vaters gehütet hat, mag wohl auch einen deutschen Schäfer ein priesterliches und königliches Gefühl überkommen.

Als die Kühe ausgetrieben werden, hört das Hüteamt auf, und Schwarks Jungens bekommen wieder die Führung. Es muß aber in diesem Jahre mit dem Kühehüten eine merk-

würdige Bewandtnis haben. Hermann kommt ärgerlich vom Felde nach Hause und hält mit Franz ein peinliches Verhör: „Wie kommt es, daß am Gornitzer Wege eine ganze Ecke Saat abgefressen ist?“ „Herr, das hat das Vieh von Zabel Emil gemacht. Die Gören passen nicht ordentlich auf.“ Der Schaden muß wohl größer werden, denn Hermann wird alle Tage verdrießlicher: „Man muß mit Nachbarn guten Vertrag halten, aber ich muß es ihnen doch einmal sagen, der Schaden ist zu groß. Wie Franz mir sagt, soll Kräckes Vieh am meisten Schuld sein, auch hat der alte Ehrlich seiner Kuh beim Wegeabhüten den Strick immer so lang gelassen, daß sie den Klee gut langen kann.“ Einmal trifft Hermann unterwegs mit dem Nachbar Lenz zusammen. Nachdem sie über das Wetter und den Stand der Felder geredet, sagt Lenz unter Räuspern: „Ja, Hermann, was ich dir noch sagen wollte, nimm dir doch mal deinen Franz vor, deine Kühe sind mir schon ein paar Male im Klee gewesen“. „Das wird mein Vieh wohl nicht gewesen sein, der Franz sagt, daß die Kinder von Zabel Emil und Kräcke zusammen spielen und das Vieh gehen lassen, wo es will, auch der alte Ehrlich soll nicht ganz ehrlich sein“. „Na, ich wollte es dir nur gesagt haben.“ Es vergeht wieder eine Zeit, da kommt eines Mittags der Nachbar Ziebarth auf Buchholzens Hof. „Ja, Hermann, was ich will? Ich will keinen Ärger machen. Nachbar kommt den Nachbarn mit seinem Vieh leicht in den Weg, und man muß schon ein Auge zudrücken. Macht heute dein Vieh meinem Felde einen Schaden, tut's morgen mein Vieh dir. Ich habe auch schon zwei Augen zugedrückt, obschon meine Frau gesagt hat: „Vater, das geht nicht mehr.“ Aber gestern ist das Faß übergelaufen. Alle deine Kühe und alle Schafe waren in meiner Seradella. Komm mit aufs Feld und sieh dir den Schaden an. Du könntest denken, ich hätte schon geweidet. Ich habe das Vieh, d e i n Vieh, selber herausgejagt“. Hermann schweigt still und sagt nur: „Wenn's so ist, Nachbar, dann werde ich das wieder gut machen“. Franz aber streitet es rundweg ab, das werde wohl Ziebarthen sein eigenes Vieh getan haben. Das werden wir bald sehen, sagt Hermann im stillen. Am nächsten Vormittage muß wohl auf dem Felde etwas Außergewöhnliches sich zugetragen haben; denn Kühe und Schafe kommen schon weit vor Mittag nach Hause. Hermann geht hinter ihnen her mit der Peitsche in der Hand. In großem Abstande folgt Franz, die Holzpantoffeln in der Hand und die Nase tief gesenkt. Er geht auf den Zehenspitzen wie wenn er in die Stube des Herrn auf dem Schulzenhofe einträte oder wenn er auf rohen Eiern ginge. „Da haben wir die Bescherung“, ereifert sich Hermann zu Hause, „ich habe heute Obacht auf Franz gegeben. Und was sehe ich, als ich gegen ½9 Uhr zu ihm komme? Er schläft. Ein paar kräftige Ohrfeigen wecken ihn. „Die Kühe sind doch nicht im Schaden“, begehrt er auf, als er sich die Augen gerieben hat. „Das nicht, aber beim Hüten soll man nicht schlafen. Untersteh dich noch einmal einzuschlafen“. Ich bin aber noch gar nicht lange fort, da sehe ich, wie die Kühe über den Graben springen und dem Nachbar Elstmann in die Wruken gehen. Aber kein Franz treibt sie hinaus. Ich laufe, was ich laufen kann und jage das Vieh zurück. Mein Franz rührt sich nicht. Langausgestreckt liegt er auf dem Bauch, hat das Gesicht auf die Arme gelegt und schnarcht. Warte, denke ich, die Fußsohlen hältst du mir gerade hin, die will ich dir gleich gehörig ausmessen. Einen Peitschenstock als Maß hatte ich ja bei mir. Er wird's wohl nicht vergessen, wie lang seine Sohlen sind. Heulend sagte er noch „Herr, ich mach gleich Weihnachten!“ „Gut, mein Sohn“, sagt' ich, „zu Weihnachten gehören aber noch Nüsse, und habe ihm noch etliche gehörige Kopfstücke gegeben. Mit seinem Hüten ist's aus. Nun muß Johann das Vieh weiden, bei den Schafen hat er ja seine Sache sehr gut gemacht.“

So geht denn schon am Nachmittage der kleine Johann, eine kleine Peitsche in der Rechten und das Vesperbrot, in einem Tuche eingebunden, in der Linken als neuer Hirte hinter den Kühen und Schafen mit Männe stolz einher, während Hermann mit dem Wagen voranfährt, um ihm, wenn's nötig wäre, behilflich zu sein. Es ist aber nicht nötig. Johann ist so stolz, daß er jetzt schon ein „großer“ Junge ist und nun gewiß bald ein Messer und eine richtige Weste und Hosen mit Hosenträgern bekommen wird, und hält seine Herde allein in Ordnung. Das Hüten scheint ihm ein größeres Vergnügen zu sein als mit Schwarks Jungens herumzutollen. Aber nur zu bald wird aus dem Vergnügen eine Arbeit; denn es heißt Tag für Tag hüten, und er muß an den spielenden Kindern immer vorbei. Es kommen auch Verdrießlichkeiten hinzu. So liebt es zum Beispiel die Drewitzsche im Hüterhause, das Spülwasser und sonstige Rückstände nicht auf den Hof zu tragen, sondern kurzerhand neben die Haustürschwelle zu schütten. Die alte „Blisch“ hat eine feine Nase, und wenn Johann mittags und abends mit seiner Herde hereinkommt, dann geht sie vor das Hüterhaus und sucht sich die Kartoffelschalen und andere Leckerbissen heraus. Die alte Drewitzsche mag das aber nicht leiden, und sie ist eine große hagere Frau und ihr Mann darf zu Hause keinen Muck riskieren. Was Wunder, daß Johann nicht gern mit ihr etwas zu tun haben mag. Eines Mittags liegen keine Kartoffelschalen vor der Schwelle, aber die Tür ist offen, und die Blisch denkt: „Heut soll ich mir wohl die Kartoffeln selber holen.“ Sie schreitet also über die Schwelle. In der Stube steht eine Wiege, die Blisch geht aber vorbei, muht nur, als ob sie sagen will: „Mein Kind, ich tue dir nichts, ich suche nur Kartoffeln“, und steuert geradeswegs auf die offene Kammer zu. Das Kind versteht aber nicht die Kuhsprache und fängt jämmerlich an zu schreien. Auf dies Geschrei eilt die Drewitzsche herbei. Vor ihr ist aber schon Johann in der Stube und schlägt auf die Blisch los, die sich an den Kartoffeln in der Kammer gütlich tut. Wenn ich hinten geschlagen werde, dann soll ich nach vorne gehen, denkt die Kuh, und versucht sich in der Kammer umzudrehen und den geschlagenen Körperteil in Sicherheit zu bringen. Die Kammer ist aber zu klein und Johann schlägt wacker weiter. Es hilft nichts, die Blisch hebt den Kopf, brüllt und läßt was fallen. O weh, da eilt schon der Kopf der Drewitzschen am Fenster vorbei. In Todesangst greift Johann noch den Kuhschwanz, den die Blisch eben hebt, und zieht was er kann. Das wirkt. Die Blisch läßt vom Zuge ihres Herzens ab und folgt dem Zuge des Schwanzes. Gerade als die Drewitzsche in der Tür erscheint, dreht die Kuh den Kopf in der Stube herum. Ein Aufschrei. Die Blisch hat auf dem einen Horn den Kirchenhut der Drewitzschen, und die schwarzen Bänder hängen flatternd herab. „Herrjeh, mein Hut, mein guter Hut!“ Mit diesem Schreckensruf reißt sie der vorbeieilenden Kuh den Hut ab. Da sieht sie die Bescherung auf dem Fußboden, und das Wort bleibt ihr im Munde stecken. Ihr Blick geht vom Hut auf den Fußboden und vom Fußboden auf den Hut, und der Feuerhaken, den sie ergreifen wollte, bleibt in der Ecke am Herde stehen. So kommt die Blisch und Johann ohne einen Denkzettel davon. Denn für das Schimpfen hat ein Junge ein dickeres Fell als für das Schlagen, und Johann hält sich an den nächsten Tagen immer dicht am Zaun auf der gegenüberliegenden Straßenseite und nicht hinter seiner Herde, sondern neben dem Vieh, so daß er nur in den Bereich der Zunge der alten Drewitzschen kommt, nicht aber in den ihrer Hand.

Bei all der Schwere des Hirtenamtes und den mancherlei Verdrießlichkeiten hat Johann einen treuen Freund, seinen Männe. Mit dem erzählt er sich unaufhörlich alles, was sie beide bewegt. Und Männe sieht ihn dabei an, als ob er jedes Wort verstände. Wenn Johann mit der Hand zeigt: „Männe, hinten rum den Kitz“, dann weiß Männe genau, daß er keine Kuh und Sterke beißen soll und erfüllt eiligst seinen Auftrag. Pfeift Johann, dann läßt er auf der Stelle vom Beißen ab und kommt zurück. Eines Morgens stellt sich Männe vor Johanns Bett, kratzt und bellt und läuft zur Tür hinaus und kommt zurück. Als Johann aus dem Bette springt, um nachzusehen, was der Hund eigentlich haben will, da ist Männe verschwunden. Aus der Hinterstube kann man über den Garten und den Gretchenhof, ein Stück Gartenland, das zum Schulzenhofe gehört, auf die Straße bis zur Schmiede sehen. Und siehe da, vor der Schmiede steht Buchholzens Schafherde und Männe bellt vor ihr und hält sie auf. Der Schafstall ist offen gewesen, Männe hat die Schafe vom Hofe herabgekehrt und wollte nun den Hirten holen, daß er die Kühe von ihren Ketten lösen sollte.

Und doch soll Männe die Ursache großen Schmerzens für Johann werden. Ein jeder Hütejunge ist auf seinen Hund stolz. Wenn zwei zusammenkommen; dann hetzen sie gern ihre Hunde auf einander, um zu sehen, wer der stärkere ist So hat Männe schon manchen Sieg über Mietzners Molle und Spechts Amme davongetragen. Nun soll er sich auch, als Johann auf der Wiese mit Weckwarths Paul zusommenhütet, mit Weckwarths Spitz messen. Ein jeder hält seinen Hund am Riemen fest und streicht ihm die Haare gegen den Strich. Dann zählen sie 1, 2 3 und lassen auf „drei“ die Hunde los: „Fasch, Spitz, fasch!“ „Pack ihn, Männe, packan“. Wütend fahren die Hunde aufeinander. Männe ist der stärkere, obwohl Spitz ein Halsband mit durchgetriebenen spitzen Nägeln hat, liegt er bald unten und blutet. Paul fängt an zu weinen: „Er beißt den Spitz tot, er beißt den Spitz tot!“ „Laß los, Männe, laß los!“, schreit Johann. Aber ein Sieger hält nicht so leicht ein. Da greift Johann mit der Linken nach Männes Halsband. Ob der Sieg die Besinnung raubt oder die Hitze des Gefechts blind macht, jedenfalls schnappt Männe nach der Hand des eigenen Hirten. Und wie er bei Molle, Amme und Spitz tüchtig zugepackt hat, so greift er auch jetzt mit den Zähnen durch die ganze Hand, daß man nicht weiß, wo's zuerst blutet, unten oder oben. Schreiend läuft Johann zu der Mutter, die nicht weit von der Wiese mit den Leuten

Kartoffeln ausmacht, und schreit: „Ich bin tot, ich bin tot!" Das Blut rieselt neben ihn zur Erde, und hinter ihm läuft Männe mit eingezogenem Schwanze. „Greift den Hund, der ihn gebissen hat, und reißt ihm Haare aus. Auf einen Hundebiß muß man Hundehaare legen!", ruft die alte Ziebarthsche. Willig läßt sich Männe greifen und wimmert nur, als ihm ein Büschel Haare ausgerissen wird. Diese Haare werden auf die Wunde gelegt. Die Ziebarthsche bespricht das Blut, und dann wird ein Halstuch um die Hand gebunden. Aber trotz der Hundehaare will die Wunde nicht heilen. „Es muß gewiß etwas von dem „Eifer", der Wut des Hundes hineingekommen sein, das hat die Wunde verärgert", sagt die Ziebarthsche auf Befragen. Jedenfalls muß Johann den ganzen Herbst und Winter hindurch die Hand im Verbande tragen. Aber trotz der Wunde an der Linken wird im Hüteramt keine Pause gemacht. Und so kommt Johann eines Abends im Spätherbst, als die Kühe schon im Stalle bleiben, mit den Schafen durchs Dorf. Bei der Schmiede stehen einige Leute im schwarzen Kirchenstaat. Es ist eine Beerdigung gewesen. Mit dem fallenden Laub hat sich der neunzigjährige Schäfer Grams zur letzten Ruhe gelegt. Den haben sie heute zu Grabe getragen und erzählen nun miteinander über dies und das, über den Verstorbenen und wie es in den alten Zeiten im Dorfe ausgesehen hat und wieviel Schafe und Schäfer damals in Neuhof waren. Als Johann mit seinen Schafen vorbeikommt, zeigt Specht Audsch mit dem Finger auf ihn und ruft spottend: „Das ist Schäfer Gramsen sein Nachlaß und Nachfolger in der Schäferei!" F. J.

Eine Partie Schach mit Robespierre.

Von Maria Rietzen.

(Nachdruck verboten.)

In der Straße St. Honoré in Paris stand ein altes berühmtes Café, wo seit mehr denn hundert Jahren die Pariser Schachspieler zusammenkamen. In der Schreckenszeit der Revolution war das sonst so gut besuchte Café sehr verlassen. Nur wenige kamen noch dann und wann, eine Partie zu spielen. Vielen war die Lust dazu vergangen durch die trüben Zeiten; denn eines jeden Leben schwebte in Gefahr. Wer heute noch frank und frei umherspazierte, lag morgen vielleicht schon im Gefängnis und mußte sein Leben unter der Guillotine lassen. Außerdem war das Schauspiel, welches die Aussicht des Cafés täglich bot, nicht sehr verlockend für ein mitfühlendes Herz. Denn beinahe stündlich jeden Tag kamen die Wagen mit den in ein rotes Hemd gekleideten Verurteilten vorbei, die zur Guillotine geführt wurden. Einer der wenigen, die noch das Café besuchten, war Robespierre. Sein gestähltes Herz kannte kein Mitgefühl für dieses furchtbare Schauspiel. Er war kein guter Spieler und würde wohl manches Spiel verloren haben, jedoch sein finsterer Blick beherrschte so seinen Mitspieler, daß dieser fast jedesmal verlor. Kein Wunder also, daß Robespierre öfter vergebens auf einen Mitspieler wartete.

Eines Abends, als er zur gewohnten Stunde das Café betrat und vor seinem Tische mit dem Schachbrett Platz genommen hatte, trat ein Jüngling, dessen Gang und Aussehen etwas Mädchenhaftes hatte, mit langen braunen Locken, großen dunklen Augen in das Lokal.

Hastig sah er sich nach allen Seiten um, als suche er jemand. Kaum erblickte er Robespierre, so trat er auf ihn zu und nahm ihm gegenüber an demselben Tische Platz.

Ohne ein Wort zu sprechen, setzte er die für das Spiel nötigen Figuren auf, ebenso Robespierre und das Spiel begann.

Stillschweigend wurde zu Ende gespielt, wobei der Jüngling der Gewinner war. Auch eine zweite Partie wurde durch Robespierre verloren. „Na nu!" rief dieser am Ende des zweiten Spieles aus, „um was haben wir gespielt?"

„Um ein Menschenhaupt. Ich habe es gewonnen, gib es mir so schnell wie möglich, sonst wird morgen die Guillotine Besitzer desselben", war die rasche Antwort, und nun brachte der Jüngling ein Papier zum Vorschein, auf dem geschrieben stand, daß der junge Graf de R . . ., welcher durch das Revolutionsgericht verhaftet und zum Tode verurteilt war, wieder in Freiheit zu setzen sei. Nur die Unterschrift des damaligen mächtigen Herrschers fehlte noch daran, weshalb der Jüngling ihm das Schriftstück dazu vorlegte.

Sofort unterzeichnete Robespierre dasselbe und gab es dann dem Jüngling zurück, indem er zu ihm sagte:

„Aber nun darf ich wohl auch wissen, wer du bist, Bürger?"

„Sage lieber Bürgerin", war die Antwort. „Ich bin ein Mädchen, die Braut, und nun die glückliche Braut des Grafen de R . ."

Ein leises Lebewohl, ein schnell gewechselter Gruß, und die überglückliche Schachspielerin war verschwunden.

Bunte Chronik

* **Das vergeßliche „zarte Geschlecht" oder die Spazierfahrt eins Vermögens.** Dieser Tage unternahm in München eine Dame eine Droschkenfahrt und legte ihre in Papier gewickelte Handtasche, in der sich 40 000 Mark befanden, auf den Kutschersitz. Als sie ausstieg, vergaß sie ihr Paket. Der Kutscher machte noch verschiedene Fahrten, ging dann in eine Wirtschaft zum Abendessen und ließ unterdessen den Wagen vor der Wirtschaft stehen. Hierauf fuhr er wieder bis gegen Mitternacht Fahrgäste. Nach beendetem Dienst wurde der Wagen eingestellt; als man ihn am nächsten Tage wieder in den Dienst stellte, fand man das auf dem Kutschersitz liegende Paket mit den 40 000 Mark. Auf diese mehr als glückliche Weise kam die Verlustträgerin wieder zu ihrem Gelde.

*

* **Die Beinkleider des Lords.** Große Männer haben mitunter kleine Schwächen. Von Lord Brougham, dem weltberühmten Staatsmann, wird ein seltsames Beispiel von Rechthaberei erzählt: Seine Lordschaft trug mehr als 30 Jahre hindurch beharrlich Beinkleider von einem und demselben großgewürfelten Wollenstoff, der in England unter der Benennung „Schäferplaid" bekannt ist. Es war aber gänzlich unbekannt, warum der Lord so hartnäckig an dieser Geschmacksrichtung festhielt. Erst durch den Tod eines Tuchfabrikanten zu Inverneß wurde dieses Rätsel gelöst, als die Geschäftsbücher geprüft wurden. Seine Lordschaft hatte nämlich eines Tages dem Fabrikanten den Auftrag erteilt, ihm zwei „Stücke" solchen Stoffes zu liefern, in der Meinung, er werde nur soviel erhalten, als zu zwei Beinkleidern nötig ist. Aber der Fabrikant war es so gewohnt, im Großen zu verkaufen, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, der Lord könne sich wegen einer Kleinigkeit an ihn wenden, und sandte ihm kurzerhand zwei ganze Ballen von dem verlangten Stoff. Auch Brougham wollte nicht zugeben, daß ein Mißverständnis vorlag, und so bekleidete er mit dem erhaltenen Stoffe seine unteren Extremitäten die letzten dreißig Jahre seines Lebens hindurch.

*

* **Golf, das populärste und teuerste Spiel in Amerika.** Das Golf war ursprünglich ein schottisches Ballspiel. Rasch fand es Verbreitung in ganz England und in der Nähe von London gibt es zahlreiche Orte, wo das Golfspiel ausschließlich betrieben wird. Selbst in Dörfern kann man Einrichtungen für dieses Spiel vorfinden. Auch auf dem Festlande wird Golf viel gespielt. Nicht nur das. Selbst in Indien kennt man das Golf und in Amerika ist es jetzt das volkstümlichste Spiel überhaupt. Ein amerikanischer „Golfer" hat nun eine kleine Statistik über das Golfspiel aufgestellt und kommt dabei zu folgenden Schätzungen: Gespielt wird das königliche Spiel in Amerika von etwa einer halben Million Menschen. Für den Kauf von Golfballen werden jährlich rund 30 Millionen Dollar ausgegeben. Die Abgabe in den Klubs beträgt 100 Millionen. Für Golfkleidung werden 50 Millionen angewandt. 40 Millionen kostet die jährliche Miete der Golfplätze. 75 Millionen werden verausgabt für den Erwerb und den Bau von Golfhotels und für die Bezahlung der Angestellten daselbst, 20 Millionen für Klubhäuser, 20 Millionen für Reisen und 30 Millionen für sonstige Ausgaben. Die Gesamtsumme der Ausgaben wird somit auf nahezu 400 Millionen Dollar geschätzt, so daß der Durchschnittsgolfer alljährlich rund 1000 Dollar, das sind etwa 4000 Mark, für sein Leibspiel verausgabt.

Lustige Rundschau

* **Die Schwindelfirma.** Theobald Klemm von der Firma Klemm und Greifenberg hat wieder einmal sechs Wochen aufgebrummt bekommen und soll seine Strafe am Ersten antreten. Er macht darauf eine Eingabe folgenden Wortlauts: „Das verehrliche Gericht bitte ich, mir zu gestatten, daß ich erst vom nächsten Quartal ab meine Strafe verbüße. Vorher ist mein Sozius nicht frei, und einer von uns muß doch im Geschäft nach dem Rechten sehen. In aller Ergebenheit Theobald Klemm."

*

* **Die moderne Frau.** „Ob ich vielleicht doch zu tief dekolletiert bin? —" — „Keine Spur, jede wirklich elegante Frau sitzt jetzt auf ihrem Rückenausschnitt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.